



Evangelisch-Lutherische  
Landeskirche Sachsens

## **V o r l a g e**

**Nr. 9**

an die 27. Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens

## **Bericht des Landesbischofs**

Dresden, am 15. November 2014

Der Landesbischof  
der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens

Bohl

*Lutherische Spiritualität als Hilfe im Umgang mit den Erfahrungen der Vergeblichkeit*

Hohe Synode, Herr Präsident,

**A**

es ist der letzte Bericht, den ich vorlege und darum möchte ich zu einer Frage sprechen, die mich in den letzten Jahren wie kaum eine andere beschäftigt hat, nämlich der Herausforderung, mit den zurückgehenden Mitgliedschaftszahlen umgehen zu müssen; auch in meiner Amtszeit ist die Landeskirche kleiner geworden. Dabei handelt es sich um einen Trend, der seit etwa 90 Jahren anhält – also nicht um eine augenblickliche Schwächephase. Vielmehr ist es wohl so, dass die lang andauernde Erfahrung, Verluste zu erleiden und diese Entwicklung auch nicht aufhalten zu können, das Leben unserer Kirche inzwischen bis in Tiefendimensionen hinein prägt. Menschen haben sich in großer Zahl abgewendet. Nach wie vor werden die Gemeinden – von einigen Ausnahmen in den Großstädten abgesehen – kleiner, und das ist besonders schmerzhaft in einer Gesellschaft, die auf Wachstum gepolt ist und es bewundert. Um uns herum ist Wachstum, jedenfalls in der üblichen, undifferenzierten Betrachtungsweise, so etwas wie eine Ideologie geworden, nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch im persönlichen Bereich; man denke nur an die zahllosen Optimierungsstrategien zur Verbesserung der individuellen Leistungsfähigkeit. Insofern ist es von vornherein beschwerlich, in einer Institution zu leben und zu arbeiten, die für jedermann erkennbar schrumpft. In unserer Landeskirche wird das Befinden nicht weniger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Vergeblichkeitserfahrungen beeinflusst – wie mag es jemandem ergehen, der sich mit allen seinen Kräften und Begabungen dafür einsetzt dass Menschen dem Evangelium begegnen und doch erleben muss, dass die Gemeinde und die Kirche kleiner werden? Darüber kann sich ein Schatten auf die Seele legen, zumal es ja unmöglich ist, diese Prozesse zu ignorieren oder sich von ihrer Wirkmächtigkeit „abzukoppeln“. Man kann einfach nicht übersehen, dass der Gottesdienst „früher“ besser besucht war, dass es mehr Konfirmanden und Christenlehrekinde gegeben hat, Traugottesdienste und Taufen häufiger zu halten waren ... Der Eindruck, das eigene Bemühen sei vergeblich, ist für nicht wenige unter uns stark und belastend. Hinzu kommt, dass niemand den Reaktionen der Kirchenleitung auf diese Prozesse ausweichen kann. Über die letzten Jahrzehnte wurden Stellen abgebaut, ist der Radius um die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stetig größer gezogen worden und ich werde nicht vergessen, wie mir zu Beginn meines Dienstes ein aufgebrachter Kirchvorsteher in der Oberlausitz entgegenschleuderte: „Seit der Reformation haben wir unseren Pfarrer gehabt, jetzt kommen Sie und nehmen ihn uns weg“.

Ein Ende dieses steinigen Weges, den unsere Landeskirche geht, ist nicht in Sicht; und insofern ist es von höchster Bedeutung, dass wir uns nicht nur mit Strukturfragen beschäftigen, sondern darüber reden, wie wir geistlich mit der Situation umgehen; auch dazu ist mir ein Erlebnis ständig präsent, das sehr bezeichnend ist. Beim Pfarrertag 2006 habe ich im Zusammenhang des „Umgangs mit Versuchungen“ die absehbaren Zahlen der Mitgliederentwicklung bis zum Jahr 2030 genannt. Daraufhin kam in der Mittagszeit ein emeritierter Amtsbruder zu mir und sagte sichtlich bewegt, „So dürfen Sie als Bischof nicht reden, Sie müssen doch Hoffnung machen...“ Aber es ist doch sehr die Frage, ob die Hoffnung, zu der wir berufen sind, sich mit Zahlen verbindet (vgl. Epheser 1, 18). Wegsehen jedenfalls nützt nichts, und schon gar nicht ist es hilfreich, wenn Leitungspersonen den Eindruck erwecken, sie wüssten nicht, wovon oder in welcher Situation sie reden. Geistlich leben heißt ganz bestimmt nicht, der Welt mit ihren Zumutungen zu entfliehen.<sup>1</sup> Paulus sagt den „Kindern des Lichts“, dass sie wachen und nüchtern sein sollen... (1. Thessalonicher 5, 6).

Darum will ich mich heute konzentriert dem Phänomen der Vergeblichkeit unseres Bemühens zuwenden; es spielt in der Wirklichkeit unseres kirchlichen Lebens eben eine Rolle, wie auch Berufsmüdigkeit, Burn-out, bei dem einen oder der anderen die dauernde Angst, nicht genug oder nicht das Richtige getan zu haben, und ein nicht abstellbares Gefühl des Ungenügens oder des Scheiterns. Verschweigen möchte ich nicht, dass mir gelegentlich – gottlob nicht häufig – eine geradezu habituell gewordene Haltung der Klage begegnet. Spätestens dann wird klar, dass es eine geistliche, eine spirituelle Frage ist, wie wir mit Erfahrungen der Vergeblichkeit umgehen. Ausweichen dürfen wir ihr nicht. Im Leben der Kirche sind die entscheidenden Fragen immer geistlicher Natur, es kann gar nicht anders sein in einer Gemeinschaft, deren Existenzgrund ein geistlicher ist. Anderes ist von vornherein und ganz grundsätzlich weniger bedeutsam, und dazu gehört auch die Anpassung der Strukturen, die uns so sehr in den letzten Jahren beschäftigt hat. Es ist nicht gut, wenn dieses schwierige und konflikträchtige Unterfangen zu viel Aufmerksamkeit beansprucht und das geistliche Leben in den Hintergrund drängt.

---

<sup>1</sup> Übrigens müssen die Zahlen acht Jahre später nicht korrigiert werden.

## B

Insofern versuche ich zunächst die Frage zu klären, welche Hilfen die geistliche Tradition unserer Konfession in dieser Situation bereitstellt, was die lutherische Spiritualität ausmacht. Ich beginne mit der Eigenart lutherischer Theologie spannungsreiche Beziehungen herzustellen und deren Pole voneinander zu unterscheiden und je in ihrer Bedeutung zu würdigen. Bezeichnend ist schon die Freiheitsschrift Martin Luthers, insofern dort eine Spannung beschrieben ist, die für jedes christliche Leben bedeutsam ist: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ Damit ist sowohl in die eine wie in die andere Richtung Unaufgebbares gesagt – wir sind frei gesprochen und doch mit letzter Verbindlichkeit an die Mitmenschen gewiesen. Beides muss gesagt werden, und darum kommt alles darauf an, das rechte Verhältnis der einen Aussage zu der anderen zu beschreiben. Schon in der Reformationszeit war sehr umstritten, wie sich diese „Dialektik“ im Alltag des Lebens bewährt und was daraus zu folgen hat; die aufständischen Bauern beriefen sich auf Luthers Freiheitsbegriff, nach Meinung des Reformators aber zu Unrecht. Angesichts der Konfliktsituationen, in denen Freiheit und Verantwortung für (bzw. die Bindung an) den Nächsten kollidieren können, sind orientierende Kriterien für den rechten und angemessenen Gebrauch der Freiheit notwendig. Diese finden wir nicht nur in intellektueller Abwägung oder in theologischer Reflexion, sondern auch und insbesondere im geistlichen Leben. Der Gebrauch der Vernunft ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für das Leben in der Nachfolge; und erst im geistlichen Leben erschließt sich die Fülle der Gnade, mit der Gott uns beschenkt. Glaubend vertrauen wir uns dem Wirken des Heiligen Geistes an, und so erst dürfen wir darauf hoffen, nicht in die Irre zu gehen. „Ein Christ ist immer im Werden“ und sein Gottes- und Weltverhältnis kann nicht statisch, sondern nur in Spannungen gedacht werden. Es ist nicht so, als gäbe es irgendwann einen Endpunkt, an dem wir einen gesicherten Zustand erreicht hätten, an dem ein für alle Mal unsere Gottesbeziehung geklärt wäre oder einen Ausdruck gefunden hätte, der dann dauerhaft Bestand hätte – das gilt noch für den Prozess des Sterbens. Wir befinden uns auf dem Weg der Nachfolge in einem immerwährenden dynamischen Geschehen, auch im Gottesverhältnis stehen Nähe und Distanz in einer Wechselbeziehung. Wir sind *simul iustus* und *peccator*, gerechtfertigt und zugleich Sünder; das meint, sich von Gottes Güte umfangen wissen zu dürfen – und doch zu sehen, dass die Sünde eine Realität ist, die nicht aus der Welt und auch nicht aus dem eigenen Leben zu schaffen ist. Die Formel beschreibt eine unauflösliche Spannung, die uns bis an das Ende begleitet, und wir werden ihr nur gerecht, indem wir geistlich leben. Den Arzt Christus brauchen wir darum jeden Tag aufs Neue<sup>2</sup>. Aus dieser Einsicht in das Wesen der christlichen Existenz ist in unserer Konfession eine reiche Tradition gewachsen.

Ich nenne acht Kennzeichen lutherischer Spiritualität.

1. Zunächst ist auf dem Weg der Nachfolge das Leben mit der Bibel wichtig, die stets erneuerte Konzentration auf das Gotteswort und das Bemühen um das rechte Verständnis. Wir lesen die Schrift in der Hoffnung, dass uns durch die Lektüre neue und überraschende Kenntnisse erwachsen, die eine vertiefte Sicht auf die Fülle der Wahrheit in Christus eröffnen. Wir lesen die Bibel in der zuversichtlichen Erwartung, in ihr der Anrede Gottes zu begegnen. Dabei wissen wir, dass es ein Geschenk ist, wenn wir die lebendige Stimme des Evangeliums hören; dieses Geschehen lässt sich weder herbeizwingen noch formalisieren. Aber das regelmäßige und dauerhafte Studium der biblischen Texte hilft, dass wir die Anrede Gottes nicht überhören und nicht nur das hören, was wir hören möchten. Die tägliche Lektüre von Losung und Lehrtext der Herrnhuter Brüdergemeine, der fortlaufenden Bibellese ist eine vielfach bewährte „Grundform“, ebenso wie das Gespräch mit Schwestern und Brüdern in Bibelstunde und Hauskreis.

2. Als zweites Merkmal geistlichen Lebens nenne ich das Gebet. Wir verstehen es als Gespräch mit Gott, in dem wir eine bestimmte Haltung einnehmen, die als ein wechselseitiges Hören und Sprechen zu verstehen ist. Hören setzt eine gewisse Empfangsbereitschaft voraus. Sprechen ist nur sinnvoll, wenn von der Hörfähigkeit des Gegenübers ausgegangen wird. Wir meinen nicht ein Kreisen um sich selbst unter dem Vorzeichen der Meditation, und es geht auch nicht um den Versuch, durch bestimmte Techniken zu einer vertieften Erkenntnis zu finden – wiewohl das etwas Wertvolles sein kann und Elemente davon sich auch in der christlichen Gebetspraxis finden. So können die Stille Zeit (als eine Gebetsform) oder das Herzensgebet sicherlich mit dem Begriff Meditation bezeichnet werden. Wichtig ist die Erfahrung, dass solche Formen das biblische Verständnis des Gebetes stützen und helfen, Gott als Gegenüber anzureden, sich für seine Gegenwart zu öffnen und auf seine Anrede zu hören. So wird das Vertrauen gestärkt, dass unsere Gebete nicht ungehört bleiben.

---

<sup>2</sup> Römerbrief Vorlesung 1515/16

3. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es ein geistliches Leben gibt ohne Beteiligung an der Feier des Sonntags, und jeder Christenmensch sollte sich darauf beziehen, dass der Gottesdienst von allem Anfang an und bis heute in allen Konfessionen im Mittelpunkt des Lebens der Gemeinde und der Kirche steht. Ich empfinde es als ein Privileg des Bischofsamtes, dass ich so viele Gottesdienste mit großen, festlich gestimmten Gemeinden feiern durfte und teile die Freude des Psalmisten „Zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“ (Psalm 27, 41); ohne dass ich darüber die „kleinen“ Gottesdienste vergessen könnte, die ich bekümmert verlassen habe. Aber auch dann gab es doch immer ein anrührendes Wort, einen Moment des Trostes, einen Liedvers, eine Tonfolge; und es ist durch Erfahrung gestützte Überzeugung, dass im Gottesdienst Segen empfangen werden kann – wie auch immer die Umstände sind. Das Kirchenjahr entfaltet den Reichtum des Bekenntnisses durch die Auswahl der Texte und Lieder und wird zum unaufdringlichen Curriculum des Glaubens. Die Predigt steht unverändert im Mittelpunkt des gottesdienstlichen Geschehens und ist darum aller Aufmerksamkeit und Mühen wert; zugleich sehen wir die Notwendigkeit der achtsamen liturgischen Gestaltung. Denn wir wissen ja, dass die Gottesbeziehung sich in leibhaften, konkreten Formen vollzieht. Und insofern ist es ein hoffnungsvolles Zeichen, dass sich in den letzten Jahrzehnten eine erneuerte Abendmahlsfrömmigkeit entwickelt hat, zu der auch das Abendmahl mit Kindern gehört. Gemeinsam an den Tisch des Herrn zu treten, ist Ausdruck einer Gemeinschaft, die uns vorausgeht; die nicht erst hergestellt werden muss, weil wir zu ihr berufen sind.

4. Wer mit der Bibel und aus dem Gebet lebt und den Sonntag heiligt, wird an sich selbst beobachten können, dass beides nicht ohne Folgen bleibt, sondern die Sicht auf die eigene Person verändert und die Bedeutung der Gottesbeziehung für das eigene Leben stärkt – nicht von einem Tag auf den anderen, aber doch im Lauf der Zeit unzweideutig wahrnehmbar. Geistlich zu leben prägt den Menschen, verschiebt die Wahrnehmung der Dinge und deren Bedeutung und schafft insofern eine eigene Wirklichkeit. Es entsteht eine bestimmte Sicht auf das Menschenleben, die nicht nur von der normativen Kraft des Vorfindlichen bestimmt ist, sondern ebenso von der Gegenwart Gottes. Ich darf mich vergewissern, dass ich durch die Taufe Gemeinschaft mit Gott habe, und dieses Faktum bestimmt die Weltsicht und schafft eine belastbare Grundlage für das Leben. Insofern ist es eine verkürzte Betrachtungsweise, wenn man vom „Sakrament des Zugangs“ spricht – denn es geht ja nicht nur um ein punktuell Ereignis am Anfang des Christenlebens, sondern um den Zuspruch der Gnade, auf den ich mich in allen Wechselfällen des Lebens beziehen darf. Für Martin Luther war seine Taufe gerade in Zeiten der Anfechtung ein Faktum, auf das er sich immer wieder berufen hat – „*Baptistus sum*“, ich bin getauft. Darum ist es ein Segen, dass die Tauferinnerung im Leben unserer Landeskirche über die letzten Jahre hinweg kontinuierlich an Bedeutung gewonnen hat; und es ist hilfreich, dass die VELKD eine Agende dazu erstellt hat.

5. Die Beichte hat in den letzten Jahrzehnten einen Niedergang erlebt, und es ist keine Entlastung, dass dies nicht nur für unsere Konfession gilt. Das Beichtgebet und mit ihm der Gedanke, dass Buße etwas Nötiges und Sinnvolles sei, steht quer zu dem Lebensgefühl unserer Zeit, das weithin von einem unreflektierten Autonomiebegriff bestimmt ist. In den evangelischen Gottesdiensten in Deutschland ist es wohl eher eine seltene Ausnahme, wenn Beichte gehalten und Absolution empfangen wird. Aber das ist eine bedauerliche Verkürzung, der Heilandsruf zur Buße hat sich ja nicht erledigt. In Luthers Abendgebet heißt es nach dem Dank für die erfahrene Bewahrung „(...) und bitte dich, du wollest mir vergeben alle meine Sünde, wo ich Unrecht getan habe, (...)“. Die Bitte kann im Rückblick auf den Tag zum Trost werden – denn ich habe ja etwas getan; an manchen Tagen mehr, an anderen weniger. Das meiste, ohne groß darüber nachzudenken; vieles nach bestem Wissen und Gewissen; manches mit einem unguuten Gefühl. Einiges wird falsch gewesen sein; und manchmal holen meine Fehler mich ein. Es kommt auch vor, dass ich mich vor mir selbst schäme. Ich bitte um Vergebung, und einen Grund für diese Bitte gibt es jeden Tag; und dementsprechend sind das Schuldbekenntnis und die Lossprechung im Gottesdienst oder in der Seelsorge eine Stärkung und ein Trost für die Seele.

6. Ein geistliches Leben kann kein Christenmensch für sich allein führen, das Leben in der Nachfolge ist angewiesen auf die Gemeinde. Als Gläubige sind wir immer Teil einer Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern; auch das ist ein bedeutender Unterschied zu anderen religiösen Wegen. Wir sehen es so, dass keiner von uns sich selbst genug und niemand in der Lage ist, den ganzen Reichtum des Glaubens zu verstehen, und dementsprechend baut sich die lutherische Kirche „von unten“, aus den Gemeinden heraus, auf. Wir brauchen den Austausch mit den Glaubensgeschwistern im Sinne einer Vergewisserung, wir bedürfen der Beiträge der anderen, um uns in der verwirrenden Wirklichkeit der Gegenwart zu orientieren. Ein Christsein außerhalb der heiligen Kirche Jesu Christi kann es nicht geben, und darum begründet jede Taufe die Gliedschaft in einer Kirche. Umgekehrt gilt – wer sich von der Kirche trennt, trennt sich von dem Kraftstrom des Lebens in der Nachfolge Jesu. Die Ausdrucksformen der Trennung sind vielfältig, sie reichen von dem Nicht-hören-Wollen auf die abweichende Meinung der Schwestern und Brüder (sie nicht teilen können ist etwas anderes und gar nicht so selten der Gemeinschaft förderlich), bis hin zur formellen Erklärung vor einer staatlichen Instanz. Gerade in einer belastenden Situation, wie es die einer schrumpfenden Gemein-

schaft ist, besitzt die Pflege der Gemeinschaft eine besondere geistliche Bedeutung. Es ist nicht gut, wenn unter Pfarrern gesagt wird: „Der Konvent gibt mir nichts.“ Das kann im „eigentlichen“, geistlichen Sinn nicht sein – wenn es auch schwierig sein mag mit den unterschiedlichen Charakteren, Prägungen, Lebensaltern.

7. Den Beitrag der Musik für das geistliche Leben wird in der lutherischen Kirche hoffentlich niemand unterschätzen. Die Reformation war von Anfang an eine singende Bewegung; und es ist überaus bezeichnend, dass in der Kirche des Wortes, als die unsere Konfession wegen des Grundsatzes „*sola scriptura*“<sup>3</sup> sicherlich zu Recht bezeichnet wird, die Musik zu einer solchen Entfaltung gefunden hat. Auch hier hat ein Rückbezug auf die Bibel am Anfang gestanden, indem der Psalter als Liedbuch wiederentdeckt wurde und die Gemeinde begonnen hat, zu singen. „(...) dankbare Lieder sind Weihrauch und Widder“, sagt Paul Gerhard (vgl. EG 449, 3) und oft empfinden wir es so, dass in Lied und Melodie klarer und tiefer zum Ausdruck kommt, was zu sagen schwer fallen würde oder gar ganz unmöglich ist. Wie sehr die lutherische Spiritualität mit dem Gemeindegesang verbunden ist, und welcher kulturelle Grenzen überwindende Schatz uns damit gegeben ist, habe ich eindrucksvoll bei der Tansaniareise mit der Leipziger Mission empfunden – dort singen die Schwestern und Brüder hingebungsvoll „unsere“ Lieder; und der sprachliche Abstand zum Kisuheli verliert im Gottesdienst völlig seine Bedeutung.

8. Zuletzt nenne ich eine geistliche Dimension, über die nur wenig und selten geredet wird, das ist die Übung. Das ist eigentlich merkwürdig, denn Übung wird gebraucht für alles, was in einem Menschenleben Bedeutung haben soll. Es geht schon beim Spracherwerb los; seit langem gibt es wissenschaftliche Beobachtungen zu den erschütternden Folgen, die es hat, wenn Eltern mit ihren Kindern zu wenig sprechen und somit dem Kind die Möglichkeit vorenthalten, sich in der Sprache zu üben. (Leider steigt die Zahl der Kinder, die diesen Mangel erfahren.) In der Schule setzt die Beherrschung eines jeden Gegenstandes oder Stoffes Übung voraus, und Gleiches gilt für berufliche Fertigkeiten, in welchem Metier auch immer. Eine gewisse Zuspitzung bietet dann der Sport, in dem die Trainingsumfänge der Leistungsspitze oftmals einen Umfang haben, der erschrecken lässt. Aber wenn es um Perfektion geht, ist es wohl unvermeidlich, dass hinter dem Streben danach andere Lebensbereiche zurücktreten. Der Hinweis auf den Spitzensport ist hilfreich, um eine fundamentale Differenz zu verdeutlichen – das geistliche Leben ist eine Absage an das Leistungsprinzip. Wollte man einen Gegenbegriff zu „Spiritualität“ suchen, so würde der „Funktionalität“ lauten. Geistliches Leben ist immer in einem gewissen Sinn absichtslos; es wird nicht einer Funktion zugeordnet und zielt nicht auf das Erbringen einer Leistung, hat schon gar nichts mit der Absicht zu tun, sich ein „Verdienst“ vor Gott erwerben zu wollen. Insofern sind die Gestaltungselemente der lutherischen Spiritualität nicht zu verstehen als ein Katalog, der mit dem Anspruch der Vollständigkeit „abgearbeitet“ werden müsste; und ich gestehe, dass mir in den zurückliegenden Lebensabschnitten niemals alle Ausdrucksformen zugleich und gleichermaßen bedeutsam waren. Das ist auch heute nicht so, manches gewinnt in spannungsreichen Situationen oder gar in Lebenskrisen erst seine Bedeutung, gottlob. Anderes mag darüber seine Selbstverständlichkeit unbemerkt einbüßen; und eines Tages bemerkt man dann erst, dass da etwas fehlt. Lebensgesättigte Erfahrung ist jedenfalls, dass die Begegnung mit Gott der Einstimmung und Vorbereitung bedarf, und dazu hilft zuallererst die Wiederholung. Darum: Bibellese, Gebet, Gottesdienst, Tauferinnerung, Beichte, Kirchenmusik und gemeinsames Leben entfalten den Segen, der darauf liegt durch regelmäßige Übung. Zugespitzt könnte man sagen, dass für uns das geistliche Leben als solches eine Einübung in das Leben mit Gott ist, das im Alltag der Welt bewährt sein will. Dazu will die lutherische Spiritualität anleiten.

## C

Es ist eine reiche geistliche Tradition, in der wir stehen. Sie ist gewachsen in der Überzeugung, dass vom geistlichen Leben eine ganz eigene Kraft ausgeht, die ihre Wirkung im Leben eines jeden und einer jeden entfaltet und darum der ganzen Kirche hilft. Der Heilige Geist kann und will den Gläubigen helfen, wie auch immer die Dinge liegen und die Situation beschaffen ist. Ob Steine den Weg hindern, Lasten zu tragen, oder aber Feste zu gestalten sind – der Geist ist eine Hilfe, die uns gegeben ist, nicht in Überschwang zu verfallen, wenn die Dinge sich leicht anfühlen und hell scheinen, und den Blick auf Christus zu richten, wenn wir in Bedrängnissen leben. Luther hat einmal gesagt, dass Gott beider Feind ist, der Vermessenheit und der Verzweiflung. Der Geist hilft unserer Schwachheit auf, sagt Paulus im Römerbrief (Römer 8, 26) und Johann Sebastian Bach hat dieser im Geist zu ergreifenden Wahrheit einen überzeitlichen Ausdruck verliehen in der Motette BWV 226. Für unsere Landeskirche ist es ein sprechendes Zeichen, dass wir im nächsten Jahr die Leipziger Universitätskirche St. Pauli, in der sie erstmals (1729) aufgeführt wurde, wieder werden in den Dienst nehmen können. Auch in einer kleiner werdenden Kirche geschieht Großes!

<sup>3</sup> „Rechtfertigung und Freiheit“ 500 Jahre Reformation 2017. Ein Grundlagentext des Rates der EKD Hannover 2014 entfaltet das „solo verbo“ explizit.

Der Geist hilft, indem er das Umsonst der Gnade in den Vordergrund rückt. Wer geistlich lebt, wird absichtslos den Blick auf Christus richten, nicht rechnend auf Erfolg und Lohn; nicht auf Erden, nicht im Himmel. „Lass dir an meiner Gnade genügen ... meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2. Korinther 12, 9). Es ist der Segen, der dem geistlichen Leben verheißen ist, dass er die Sicht und die Haltung des Menschen verändert und so auch die Kirche, der er angehört. Darauf dürfen wir hoffen gerade in der konkreten Situation unserer Landeskirche – in Kenntnis der Situation und im Wissen um die Veränderungen der Mitgliedschaftszahlen vertrauen wir auf den Geist, der uns stärkt im Glauben, so dass wir nicht der Versuchung erliegen, zu resignieren. Es ist ganz und gar nicht vergeblich, dass wir Christus bezeugen auf dem Weg der Nachfolge. Was wir tun, befehlen wir Gott an, und wollen derweil fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal sein und anhalten am Gebet (Römer 12, 12). Geistlich stark und lebendig kann eine Kirche unabhängig von ihrer Größe sein und unabhängig von dem Weg, den sie geführt wird.

## D

Einer Frage will ich nicht ausgewichen sein; nämlich der nach dem Warum. Was will Gott uns damit sagen, dass wir kleiner werden und schwächer? Warum ist es so?

Das ist eine schwere Frage, mit der man sich an die Bibel wenden kann und soll, denn schon immer gab es für das mit seinem Herrn durch die Zeit wandernde Gottesvolk notvolle oder belastende Situationen, in denen sich diese Frage stellte. Wenn ich richtig sehe, lassen sich in der Schrift mehrere Deutungen finden, die darauf eine Antwort geben können und helfen, mit dem Warum umgehen zu können.

Im Alten Testament gibt es eine Linie, die Schwäche als das Gegenteil von Segen sieht, also der Wirkung eines Fluches zuordnet. Das Schicksal des Esau in Genesis 27 ist bezeichnend – den Segen erschleichen sich Rebekka und Jakob, und dem betrogenen Esau wird gesagt, dass er „wohnen wird ohne Fettigkeit der Erde und ohne Tau des Himmels von oben her“ (V. 39). Dem Geschlagenen bleibt nur Bitternis „er wurde über die Maßen sehr betrübt“ (V. 34). Das Gottesvolk, mit dem der Herr einen Bund geschlossen hat, wird durch die Geschichte hindurch immer wieder geschlagen, bis hin zur Zerstörung des Tempels und der Verschleppung in das babylonische Exil – die Könige taten, „was dem Herrn missfiel, wie sein Vater getan hatte“ (2. Könige 23, 32. 37 oder 24, 9). Die Schläge, die Israel hinnehmen muss, sind Folge des Abfalls, des Ungehorsams gegen das Gesetz.

Damit ist aber nicht alles gesagt. Wenn auch das Gottesvolk an Kräften verliert, kleiner und schwächer wird – so kann dies in einer Hoffnungsperspektive doch als Reinigung erscheinen, die erst eine heilvolle Zukunft eröffnet. Denn aus dem verbliebenen Rest – „ein heiliger Same“ – wird Neues und Großes erwachsen (vgl. Jesaja 10, 21 f.). Bei Hosea (Hosea 2, 16) heißt es, dass Gott das Volk „in die Wüste schickt“, um dort aufs Neue mit ihm zu beginnen. In diesen Zusammenhang gehört auch die Schwäche, die eine Folge der freiwilligen, selbstgewählten Askese ist, durch den Verzicht auf materielle Güter und Sicherheiten die Hinwendung zu Gott fördern will und sein Wohlgefallen findet.

Mit Hiob, der leiden muss und sein Ergehen nicht anders verstehen kann denn als Strafe, eröffnet sich nochmals eine andere Deutungsperspektive. Sie weist weit über den schlichten Zusammenhang von Tun und Ergehen hinaus, denn es ist nicht so, als könnte man an der Situation eines Menschen ohne Weiteres ablesen, was er getan hat oder schuldig geblieben ist. Vielmehr wird für den Gerechten die Not zu einer Versuchung, die den Glauben auf die Probe stellt mit dem Ziel, ihn zu festigen und zu stärken. „Der Gerechte muss viel erleiden“ heißt es Psalm 34, 20; der Gerechte, nicht der Sünder; und tröstend fährt der Psalmist fort „aber aus alledem hilft ihm der Herr“. Damit ist eine weitere Sicht zu erkennen, nach der gerade die Treue zu Gott in Krisen führt und Leid wie Schwäche geradezu als Dimensionen der Nachfolge zu verstehen ist.

Diese Deutung findet sich auch im Neuen Testament; und es ist eindrücklich, wie die Veränderung der Sichtweisen beschrieben wird. Noch die Jünger, die Jesus nach dem Schicksal des Blindgeborenen (Johannes 9) fragen, gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass der Grund für die Behinderung in menschlicher Schuld zu suchen ist. Ganz ähnlich sieht man auf den Unfalltod; aber Nein, sagt Jesus, die von dem zusammenstürzenden Turm erschlagen wurden, waren nicht schuldiger als andere, die verschont blieben. (Lukas 9, 4 f.) Nun gilt anderes – wer Jesus nachfolgen will, muss bereit sein, das – sein! – Kreuz auf sich zu nehmen. Denn in der Nachfolge kommt es nur auf eins an: Vertrauen auf Gott; und daneben oder dahinter verblasst die Bedeutung all der Dinge, die im alltäglichen Leben der Christenmenschen ihre Bedeutung haben, auch Stärke, auch Schwäche. Billig allerdings ist die Gnade nicht und der Ruf des Herrn zur Buße darf nicht als eine unverbindliche Anregung missverstanden werden. Insofern sind wir an dieser Stelle gefragt – dürfen wir nach dem Maß unserer Erkenntnis annehmen, dass wir in der Nachfolge gehorsam sind? Daran entscheidet sich vieles, wenn nicht gar alles.

Nochmals – warum unsere Kirche diesen Weg der Schwächung geht? Vielleicht ist das eine der „unbeantwortbaren Fragen“<sup>4</sup>, ganz bestimmt aber eine Frage, die zur Demut anleitet. Ich gestehe, dass ich seit vielen Jahren darüber nachdenke, und nicht zu einer eindeutigen Antwort gekommen bin. Vor einiger Zeit, beim Abstauben des Bücherregals, ist mir ein Bericht in die Hände gefallen, den ich Ende der 80er Jahre nach einem Besuch im Vernichtungslager Auschwitz verfasst hatte; damals war ich sehr in der Versöhnungsarbeit der evangelischen Jugend engagiert. In diesem Bericht habe ich einen Zusammenhang hergestellt zwischen dem Versagen unserer Kirche angesichts der Vernichtung der Juden und der heutigen Schwäche unserer Kirche; sie als Strafe Gottes für begangenes Unrecht und mangelnde Bereitschaft zur Buße gedeutet. Heute bin ich mir nicht mehr so sicher, ob es so ist, wie ich es damals formuliert habe; und sehe die „Theologie nach Auschwitz“ eher als ein eigenes und unabgeschlossenes Kapitel an und das kann vielleicht auch nicht anders sein. Jedenfalls hat sich über die Jahre die Richtung meines Fragens nach den Gründen für den Weg der Kirche und darüber hinaus des christlichen Glaubens in Europa verändert. Denn es ist ja nicht so, dass die anderen Kirchen in grundsätzlich anderen Herausforderungen stünden als die unsere; auch die römisch-katholische Kirche und die Freikirchen erleben Ähnliches. Heute meine ich, dass es wohl weniger darauf ankommt, eine „befriedigende“ Antwort zu finden, in dem Sinne, dass man sich auf festem Boden wissen könnte. Wer geistlich lebt und weiß, was Buße ist, wird ja etwas davon verstanden haben, dass die eigene Einsicht wie alle menschlichen Fähigkeiten begrenzt ist. Letzten Endes ist es wohl gar nicht möglich, eine erschöpfende und insofern „richtige“ Antwort zu finden. Wichtiger ist wohl etwas anderes – nämlich wie wir in Verantwortung vor Gott unserem Verkündigungsauftrag nachkommen können. Das biblische Zeugnis sagt jedenfalls, dass ärmer und kleiner werden keine Strafe sein muss, sondern eine Form der Nachfolge Christi sein kann, die in der Geschichte Gottes mit den Menschen zu allen Zeiten ihren Platz hatte. Warum sollte es nicht auch hier und heute so sein? Auffällig und für unsere Frage bedeutsam ist ja nicht zuletzt, dass Jesus das kommende Gottesreich zu den kleinen, nur mit Mühe wahrzunehmenden Dingen in Beziehung setzt, Senfkorn, Sauerteig, Salz. Die Frage nach dem „Warum“ beantworten wir, indem wir den Blick auf Christus richten, der uns entgegenkommt (vgl. EG 395,3) und das ist nur möglich dem, der geistlich lebt und allein auf seine Gnade vertraut.

## E

Liebe Schwestern und Brüder,

unsere Aufgabe ist es, die Landeskirche in Verantwortung vor ihrem Herrn und gebunden an Schrift und Bekenntnis zu leiten; und das meint ja, die Entscheidungen zu treffen, die nach dem Maß unserer Erkenntnis und Möglichkeiten nötig sind, damit sie die Frohe Botschaft ausrichten kann an „alles Volk“ (Barmen VI). Vieles daran ist durchaus weltlicher Natur, so der Umgang mit dem Geld, der Ausgleich von unterschiedlichen Meinungen und Prägungen, das Schaffen von Freiräumen für die Begabungen von Schwestern und Brüdern, die angemessenen Strukturen für ihren Dienst in den jeweiligen Arbeitsfeldern. Das braucht Sachkunde, Erfahrung, einen nüchternen Verstand und manches mehr. Zuerst aber und vor allem geht es um die geistlichen Fragen. Mit Bonhoeffer gesagt – es geht nicht um das Vorletzte, sondern um das Letzte: Gottes Gnade in Jesus Christus.

Axel Noack verdanken wir die Einsicht, dass es in unserer Situation darauf ankomme, „Fröhlich kleiner zu werden“. Das ist gut gesagt, denn es bringt die Erkenntnis auf den Punkt, dass diese Situation die ist, in die wir nach Gottes Willen gestellt sind und dass es geistliche Hilfen gibt, sie zu bestehen. Also wollen wir in allem gelassen, dankbar und fröhlich Gott die Ehre geben. Paulus sagt es so: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilands Jesus Christus“ (2. Petrus 3, 18). Das ist jeder Zeit gesagt und zu allen Zeiten für alle Christenmenschen gleichermaßen gültig – und möglich.

---

<sup>4</sup> So Joachim Fest.